

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Luise Rinser
Leiden – Sterben – Auferstehen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

- 7 Vom Sinn des Leidens
- 31 Sagen wir ja oder nein zum Sterben?
- 55 Ich glaube an die Auferstehung

Vom Sinn des Leidens

Eines der Bücher des Alten Testaments ist das »Buch Hiob«. Wir nennen noch heute – nach zweitausend und mehr Jahren – einen Menschen, der über seine Kraft hinaus mit Leiden beladen ist, einen »wahren Hiob«. Aber nicht das Maß oder Übermaß der Leiden ist es, was diesen Hiob bemerkenswert macht, sondern seine Hartnäckigkeit des Fragens nach dem Sinn seiner Leiden.

Hören wir zunächst seine Klagen:

»Zum Ekel ist mir mein Leben geworden. So lasse ich meinem Jammer freien Lauf. Reden will ich in meiner Seele Bitternis.

Gutes erhoffte ich, aber gekommen ist Böses. Auf Licht wartete ich, die Finsternis kam.

Schrecknisse stürzten auf mich ein; nachts ängstigen mich Träume, und Wahnbilder verfolgen mich.

Meine Feinde zerstören mir den Weg, das Volk verlacht mich, aus der Gemeinschaft bin ich verjagt.

Ohne Hoffnung schwinden meine Tage dahin. Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin. Möchte doch Gott seine Hand erheben und meinen Lebensfaden abschneiden.«

Was ist denn dem Hiob geschehen, daß er in so tiefe Verzweiflung stürzte?

Vordem war er ein reicher, angesehener, glücklicher Mann gewesen. Aber eines Tages wendete sich das Schicksalsblatt: Krieg brach aus, das fremde Heer raubte sein Vieh und erschlug die Landarbeiter, seine Schafherden verbrannten in einem Feuer, das »vom Himmel fiel«, ein Wüstensturm zerstörte das Haus, in dem eben seine Kinder zu einem Festmahl versammelt waren. Alle wurden getötet, und später befahl ihm selbst eine ekelhafte Krankheit. Zu alledem mußte er sich auch noch von seinen Freunden, den »geschwätzigen Tröstern«, sagen lassen, er sei natürlich selber schuld an seinem Unglück; denn Unglück sei immer Strafe, und wer also gestraft werde, müsse folglich ein großer Sünder sein.

Hiob aber ist sich keiner Schuld bewußt, für die Gott ihn bestrafen, so bestrafen müßte und dürfte. Hiobs Gott ist gerecht – er straft nur Sünder. Wenn er aber in Hiob einen Gerechten bestruft, so ist er nicht mehr gerecht. Oder er ist nicht gut. Oder er ist nicht allmächtig, er kann nicht, was er möchte. Wenn aber Gott nicht gerecht, nicht gut, nicht allmächtig ist, ist er dann *Gott*? *Ist* er dann überhaupt?

An diesem Punkt des Bemühens um Leidverständnis zerbricht für viele Menschen ihr Gottesbild und ihr Glaube, das heißt: ihr Vertrauen, ihre Hoffnung, und auch ihre Liebe.

Hiob aber hält an seinem Gottesbild, an sei-

nem Gott fest. Er sagt sich: Wenn *ich* einen Widerspruch sehe und ihn nicht lösen kann, dann heißt das noch lange nicht, daß er nicht lösbar sei. Doch nur Gott selbst kann ihn lösen. Darum wendet sich Hiob mit seiner Frage an die oberste Instanz. Aber Gott schweigt. Gott erweist sich nicht als anwesend.

Wie sehr Gott anwesend ist, weiß Hiob nicht, denn er kennt den Beginn seiner Geschichte nicht – das Vorspiel im Himmel: eines Tages erscheint der Satansengel vor Gott. Er kommt, wie es heißt, »vom Herumschweifen auf der Erde«. Nicht er fängt nun an, von Hiob zu reden – er hat ihn gar nicht beachtet –, erst Gott macht den Satansengel auf ihn aufmerksam, indem er diesen Hiob über alle Maßen lobt. Warum tut er das? Er muß doch wissen, daß er damit den Satan provoziert. Und prompt reagiert dieser: Ja, dein Hiob, er ist gerecht, es geht ihm ja gut, und es ist leicht, gerecht und fromm zu sein, wenn es einem derart gut geht. Aber nimm einmal deine Hand von ihm und schau, ob er dir dann nicht ins Gesicht hinein flucht!

Und Gott erlaubt dem Satan, den Hiob zu schlagen; nicht *er* selbst also schlägt ihn, sondern er »läßt nur zu«.

Aber warum tut er das? Weiß er denn den Ausgang der Geschichte? Will er dem Satan zeigen, wessen Macht stärker ist: die Satans oder die des mit Gott verbundenen Men-

schen? Ist er sicher, in Hiob, im Menschen, das Spiel zu gewinnen? Ist die Geschichte auf die Endzeit gerichtet? Ist Hiobs Geschichte die der Menschheit, die am Ende gerettet ist?

Zunächst antwortet Hiob auf die Schicksalsschläge mit dem oft zitierten Wort: »Der Herr hat es gegeben, er hat es wieder genommen, sein Name sei gelobt.«

Ist diese Haltung das, was C. G. Jung, über Hiob reflektierend, eine (feige) Demutsgebärde nennt?

Noch ist nichts klar. Wie weit Hiobs Frömmigkeit reicht, ist noch nicht abzusehen.

Das Spiel geht weiter, das Leiden wird verstärkt. Bisher wurde Hiob nur in seinem Besitz getroffen, jetzt trifft es ihn an seinem Leib: er wird mit dem »Aussatz« geschlagen, mit einem juckenden, stinkenden Ekzem, das ihn seiner Frau und der ganzen Umgebung zum Ekel macht; er wird ein Ausgestoßener. Tiefer kann er nicht mehr fallen.

Und nun endlich beginnt er sich aufzulehnen. Da es für ihn keinen anderen Urheber des Schicksals gibt als Gott, schreit er zu diesem Gott.

Könnte es Hiob helfen, wenn man ihm mit jenem Satz käme, den billige Tröster leicht bei der Hand haben: Es ist ja nicht Gott, der dich schlägt, er läßt es nur geschehen? Macht es für den, den es trifft, einen Unterschied, ob Gott selber schlägt oder ob er es zuläßt, daß

ein anderer schlägt? Es ist nur eine Verschiebung der Frage, keine Lösung.

Stellen wir uns Hiob vor, wie er finster und verlassen in der Asche hockt und seinen Ausatz – so steht es da – mit einer Scherbe kratzt. Käme nun einer, der zu ihm sagt: Du hast ein falsches Gottesbild; Gott ist weder gerecht noch gut, noch barmherzig, das sind anthropomorphe Bilder, Gott ist *anders*, er ist ganz unbegreiflich, er schafft und zerstört gleichmütig, erinnere dich, wie er die Menschen in der Sintflut ersaufen ließ, weil es ihn reute – so steht es geschrieben –, daß er sie je erschaffen hat. Meinst du denn, du könntest mit Gott als einer statischen Größe rechnen? Meinst du, du könntest mit ihm *abrechnen*?

Oder es käme Buddha zu ihm und sagte: Dein Fragen, Hiob, ist unsinnig. Es gibt keinen Urheber der Leiden, denn es gibt kein Leiden, nur du selbst lebst in dem Wahn, es gebe Leiden. Alles ist »Wille und Vorstellung«. Leiden gehört zur Welt der Maya, die nicht existiert außer in deiner Einbildung. Du leidest nicht an Fakten, sondern an Vorstellungen. Oder es käme einer der altgriechischen Stoiker und sagte: Du leidest, gewiß, und es sind Tatsachen, an denen du leidest. Aber überlege einmal, ob es etwas gibt, woran zu leiden wert ist! Alles ist Asche, alles ist nur ein Hauch. Erachte alles Irdische für ein Nichts, und du bist leidfrei.

Ein anderer könnte im Vorbeigehen sagen: Hiob, warum lernst du nicht das autogene Training? Du brauchst doch nicht zu leiden, weißt du das nicht?

Wieder ein anderer sagt: Komm mit zum Psychoanalytiker, er wird dir die Ursachen deiner Leiden bewußt machen und dich davon befreien.

Ein anderer sagt: Warum quälst du dich unsinnigerweise? Es gibt nichts zu verstehen und zu überwinden, es gilt nur, zu vergessen, und dafür gibt es allerlei Mittel: Psychopharmaka, Alkohol, Drogen, Straßenmädchen, Weltreisen, Spielkasinos; zerstreu dich, Hiob, aber frag nicht mehr.

Das leidfreie Leben ist das Angebot unserer Zeit. Alle Anstrengungen der Gesellschaft sind darauf gerichtet, Leid zu beseitigen oder wenigstens zu verdrängen: die nicht geglückte Ehe wird rasch geschieden; das unerwünschte Kind wird abgetrieben; das Risiko der Schwangerschaft wird von vornherein ausgeschlossen; für jeden körperlichen Schmerz gibt es Medikamente; jede Spur von Schwermut und Trauer wird mit Alkohol und Beruhigungs- oder Aufmunterungsmitteln beseitigt; gegen jede Verunsicherung, jede Zukunftsangst wird man abgeschirmt durch »Versicherungen«; Alte, Kranke und Sterbende werden aus den Augen geschafft; gegen das *taedium vitae*, den tiefen Lebensüberdruß, helfen Ver-

gnügnungsorganisationen. Warum soll man leiden, wenn es Mittel dagegen gibt?

Alles, was uns da angeboten wird, schafft aber nicht Leidfreiheit, sondern Apathie, Gleichgültigkeit, chronische Unfähigkeit zu trauern und zu leiden. Freilich bezahlt man dafür mit der Unfähigkeit, wirklich zu *leben*.

Möchte nicht auch Hiob leidfrei sein?

Natürlich, wieso denn nicht! Doch da er nun einmal geschlagen ist, will er wissen, warum und wozu, das vor allem. Er will den *Sinn* erkennen. Er nimmt an, daß es einen solchen Sinn gibt, denn er setzt voraus, daß Gott mit im Spiel ist und daß Leiden einen direkten Bezug auf Gott, *den Sinn schlechthin*, hat. Diesen Sinn will er von Gott erfragen. Seine ganze Existenz sammelt sich zu dieser einen Frage. Man könnte Hiob bereits an dieser Stelle sagen: Daß du deine Existenz auf die Sinnfrage gerichtet hast, ist schon ein Beweis dafür, daß dein Leiden Sinn *hat*.

Zunächst aber kommen Leute zu Hiob, Freunde, die gehört haben, wie schlecht es Hiob geht. Sie setzen sich – so heißt es – zu ihm auf die Erde, sieben Tage und sieben Nächte lang, und schweigen, denn »sie sahen, daß sein Schmerz sehr groß war«.

Die erste Phase des Leidens ist eine stumme. Ein Übermaß an Leiden macht den Menschen sprachlos. Diese Phase ist gefährlich. Findet jetzt der Mensch niemand, der ihm die Stim-

me löst, setzt entweder Verzweiflung ein, die tödlich werden kann, oder die Verstocktheit, die Stumpfheit, oder die Krankheit, die Neurose.

Hiob findet seine Stimme durch die Freunde. Einfach durch ihr Da-sein, ihre schweigende Teilnahme, kommt ihm die Sprache. Es ist ein Schrei, der aus ihm hervorbricht: »Verflucht sei meine Geburt! Warum starb ich nicht vom Mutterleib weg? . . .«

Der Wunsch nach dem Nichtsein, nach dem Ausgelöschtsein, nach dem traumlosen Todeschlaf ist die erste Artikulierung des übergroßen Leidens. Sehr zögernd beginnen seine Freunde ein Gespräch mit ihm. Vielleicht ist es ein Selbstgespräch, eine Meditation Hiobs, was wir nun hören, ein Versuch der Sinnfindung, der Leidbewältigung.

Die erste Antwort:

Leiden ist Straffolge für die menschliche Hybris. Dieses Argument kennen wir schon aus den Mythen; Luzifer stürzte aus den Himmeln, als er sein wollte wie Gott; der Mensch wurde verjagt aus dem Paradies, als er so viel wissen wollte wie Gott; Prometheus wurde an den Felsen gekettet, weil er den Menschen göttliche Privilegien bringen wollte. Aber Hiob? Wo überhob er sich? Ist nicht vielmehr die Demutsgebärde seine Art, Gott zu begegnen? Oder irren wir darin? War Hiobs Selbstbescheidung auf seinen Stand des Ehrenman-

nes und des brav Besitzenden vielleicht die andere Seite der Hybris? War dieses tugendhafte, »gerechte« Leben, von Hiob selbst wohlgefällig betrachtet, vielleicht eine Herausforderung an Gott, ihn in eine katastrophale Lebenskrise zu stürzen, um ihm die Abgründe des menschlichen Daseins und der Beziehung von Mensch und Gott aufzuzeigen? Ist nicht vielleicht jede Bescheidung und Selbstbeschränkung aufs Gewohnte, Glatte, auf die Tradition, auf den konservativen Gehorsam, auf die eingefahrenen Verhaltensweisen die am besten getarnte Form der Hybris? Liegt also Hiobs, des scheinbar Gerechten, Schuld gerade in seiner »Schuldlosigkeit«?

Einer der Freunde Hiobs spielt von ferne darauf an: »Siehe, glücklich ist der Mensch, den Gott in Zucht nimmt; er verwundet und verbindet, er schlägt und heilt.« Verwundend heilt er, schlagend segnet er.

Plötzlich sieht Hiob sein Leiden in einem andern Licht: »Die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, die Schrecknisse Gottes rüsten wider mich.« Leiden als direkte Begegnung mit dem lebendigen Gott, jenem Gott, der Entwicklung will, Dynamik, Aufstieg des Menschen, Aufstieg der ganzen Schöpfung. Leiden als Stachel, nicht als Strafe und Buße, Leiden als Lernvorgang, als stärkster Anreiz zur Mutation des Menschen, zur »Vergöttlichung«, von der Paulus spricht. Was Hiob

dringend braucht, ist: Verunsicherung, Beunruhigung, Nötigung zur Revidierung aller tradierten »Werte«, Erkenntnis der Fragwürdigkeit allen Harmonisierens, Zwang zur Selbsterkenntnis. Nur so kann Aufstieg erfolgen. »Das schnellste Pferd, das uns zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden«, sagt der Mystiker Ekkehart.

Hiob fühlt den Anspruch Gottes als unerträgliche Zumutung. Jetzt versucht er sich ganz klein zu machen. Was kann denn Gott schon verlangen von einem so unbedeutenden Menschen? Was für eine absurd hohe Meinung hat denn Gott vom Menschen, daß er den Aufstieg in den göttlichen Bereich verlangen kann? *Verlangen*, nicht nur erwarten, wünschen, hoffen. Hiobs Demut ist die Kehrseite seiner Hybris: er will nicht über sich hinaus, weil er sich gerade so gefällt, wie er ist. Ein Gerechter ist Hiob ja in seinen eigenen Augen. »Selbst *wenn* ich gesündigt haben sollte, was kann ich *dir* damit antun?«

Zum ersten Mal kommt es Hiob in den Sinn, daß er vielleicht doch so untadelig gerecht nicht ist. Aber er weiß nicht, was tadelnswert wäre an seinem Leben. Er fordert Gott auf: »Laß mich meine Schuld wissen!«

»Schuld« – das bedeutet für Hiob, den Menschen, der unter dem Gesetz des Alten Testaments steht: Verstoß gegen die Gebote, die auf den Steintafeln stehen, eingehauen, klar, un-